



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pantoffelhelden des klassischen Alterthums.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pantoffelhelden des klassischen Alterthums.

Als charakteristischer Unterschied zwischen antikem und modernem Leben ist oft ausgesprochen worden, daß die Stellung der beiden Geschlechter zu einander im Alterthume eine gänzlich andere gewesen sei, als heutzutage, und das bekannte Wort des Perikles, „daß es der Frau zur größten Ehre gereiche, wenn unter Männern so wenig als möglich weder im Lobe noch im Tadel von ihr geredet werde“, scheint allerdings der Frau nur die Bedeutung einer Null anzuweisen. In der That wußte die Griechische wie die Römische Gesetzgebung nichts von einer Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, sie ordnete für das weibliche den Zustand der Unterthänigkeit vom männlichen an, und hielt den Grundsatz fest, daß das Weib als unmündig zu betrachten, daß die Gattin dem Manne nicht mehr sei als die Mutter legitimer Nachkommen, als die erste der Hausclavinnen. Die Aussprüche der alten Philosophen gehen in der Zurücksetzung der Frauen womöglich noch weiter. Indessen zwischen Theorie und Praxis dehnt sich ein weiter Raum. In Griechenland wie in Rom hat es glückliche Ehen gegeben, glücklich auch von unserem Standpunkt aus, in Griechenland wie in Rom ist in gewiß unendlich vielen Fällen die Gattin mehr als die treue Hausclavin gewesen, hat hier wie dort gleiche Interessen mit dem Gatten gehabt und mit Verständniß an seinen Entwürfen Theil genommen. Schon in den verschiedenen Staaten Griechenlands war die Lage der Frauen eine verschiedene. So war in Sparta ihre gesellschaftliche Stellung eine so freie, daß eine Fremde zur Gattin des Leonidas äußerte: „Ihr Lakonierinnen seid die Einzigen, die ihre Männer beherrschen“, und daß die übrigen Griechischen Stämme, die eine so weit gehende Freiheit nicht kannten, von „Spartanischem Weiberregiment“ sprachen. Wenn aber der Athenische Gesetzgeber Solon bestimmte, daß ein Testament eines Bürgers angefochten werden könne, falls sich erweisen ließe, daß es unter dem Einflusse seiner Gattin zu Stande gekommen, so zeugt das zwar von der Absicht des Gesetzgebers, den Einfluß der Frau unmöglich zu machen, aber ebenso davon, daß solche Fälle auch in einer Atheniensischen Familie sehr denkbar gewesen sind.

Auch daß Gatten sich gegenseitig ergänzen sollten, war eine dem Griechischen Volksbewußtsein nicht fremde Anschauung. „Weil von der Natur“, sagt Ischomachus in dem Büchlein Xenophons über die Haushaltungskunst, „Beide nicht zu Allem gleich gut beanlagt sind, darum bedürfen sie einander desto mehr, und das Paar wird sich dadurch desto nützlicher, daß der eine Theil vermag, was dem andern fehlt.“ Und eine Hausfrau, die ihre Obliegenheiten pflichttreu besorgte, erwarb sich, wie bei uns, dadurch Anspruch auf Liebe und Achtung. Ischomachus, der in der eben erwähnten Schrift Xenophons als das Muster eines Athenischen Bürgers geschildert wird, erzählt daselbst die Unterredung, die er mit seiner jungen Gattin bald nach der Hochzeit gepflogen, um sie auf ihre neue Stellung aufmerksam zu machen, eine Scene, die für uns vielleicht weniger Befremdendes hat, wenn wir erfahren, daß er sie als ein noch nicht fünfzehnjähriges Mädchen heirathete. Diese Auseinandersetzung schließt er mit den Worten: „Am aller angenehmsten wird es sein, wenn du dich besser zeigst als ich, und mich zu deinem Diener machst. Nicht brauchst du zu fürchten, du werdest bei vorgerückterem Alter eine weniger geachtete Stellung einnehmen, sondern du kannst überzeugt ein, daß du auch, wenn du in die Jahre kommst, desto geachteter im Hause sein wirst, je mehr du dich als eine gute Gehülfin für mich, als eine treue Hüterin des Hauswesens für deine Kinder erweist.“ Auch mit der Annahme würde man den Alten Unrecht thun, sie hätten die Liebe vom rein sinnlichen Standpunkt aufgefaßt; edler denkend räumten vielmehr auch sie dem Herzen sein Recht ein. Bei Livius geht Romulus zu den jungen Sabinerinnen, welche die Römer eben in bekannter Weise geraubt und zu Gattinnen erkürt haben, in die Häuser, um sie zu beschwichtigen: „Sie möchten ihren Zorn besänftigen und denen, welchen die Fügung ihre Personen geschenkt habe, auch ihre Herzen schenken. Schon oft habe eine Beleidigung Freundschaft zur Folge gehabt: und sie würden um so viel bessere Männer haben, weil jeder von seiner Seite sich bemühen werde, nach allen Beweisen der Liebe, die sich von ihm als Gatten erwarten ließen, ihnen auch für Eltern und Vaterland Ersatz zu geben.“ — „Von einer anderen Seite“, heißt es weiter, „kamen die Liebesungen der Männer, welche ihrer That Leidenschaft und Liebe zu Fürsprecherinnen gaben; eine bittende Entschuldigung, die ihre Wirkung auf das weibliche Herz nicht leicht verfehlt.“

Wenn wir trotzdem darauf verzichten müssen, Ehepaare des Alterthums, bei denen ein verständiges Zusammenwirken uns entgegenträte, durch ihr Leben zu begleiten, so liegt darin noch kein Gegenbeweis; dergleichen findet auch bei uns Raum zur Schilderung fast nur in der Romanliteratur, einer Gattung, die den Alten so gut wie fehlt. In der übrigen darf man Erwähnung des Einflusses der Frau doch nur dann erwarten, wenn er Beson-

derheiten darbietet, hauptsächlich also, wenn sich die Gatten in ihre Angelegenheiten in jener Art theilen, die auch wir nicht als das richtige Verhältniß anerkennen, wo die Frau gerade zu das Regiment führt. Auch an solchen fehlt es nun für jene Zeit nicht, denn auch das Alterthum hatte seine Pantoffelhelden. Ja, was bezeichnend genug ist, schon der Ausdruck „Pantoffel“ für weibliche Herrschaft ist nicht modern, sondern findet sich in den beiden classischen Sprachen. In einem seiner launigen Göttergespräche führt uns Lucian einen Rangstreit zwischen Herkules und Aeskulap vor. Beide befinden sich im Olymp; Herkules ist erst neulich nach seinem irdischen Ableben unter die Unsterblichen aufgenommen worden. Jeder von ihnen behauptet nun, daß ihm bei Tafel der Voratz vor dem Andern gebühre. Beide erhitzen sich darüber und gerathen in einen heftigen Wortwechsel. Herkules wirft dem Arzte einen „Pillendreher“ und „Quackfalber“ an den Kopf. Das wird dem geschmähten Aeskulap endlich zu arg, und, indem er darauf anspielt, daß Herkules auf Befehl des Delphischen Orakels drei Jahre lang bei der Königin von Lydien Omphale diente, wo er weiblich geworden in Frauenkleidern Wolle spann, während die Königin sich seiner Keule und Löwenhaut bediente, spielt auch er seinen Trumpf aus: „Ich habe mich doch nicht von der Omphale mit dem goldenen Pantoffel schlagen lassen.“ Auf diese Dienstzeit des Herkules beruft sich in der Komödie des Römischen Dichters Terenz der Verliebte, während er im Begriff ist, sich in die Arme seines Mädchens zu stürzen: „Diente nicht auch Herkules der Omphale?“ sagt er, um sich vor seinem Begleiter zu rechtfertigen. — „Das Muster paßt“, giebt ihm der ewig zum Munde redende Schmarozer zu, aber bei Seite spricht er den Wunsch aus:

„Säh' ich nur, wie ihr Pantoffel sanft auf Deinem Kopfe tanzt!“

Und Juvenal spricht von thessalischen Liebestränken, durch welche die Gattin in den Stand gesetzt werde, den Sinn des Gemahls zu verwirren und seinen Rücken mit dem Pantoffel zu bearbeiten.

Sehen wir uns zuerst bei den alten Griechen um, so muß schon dem Homerischen Zeitalter weibliche Herrschaft etwas nicht Unbekanntes gewesen sein. Denn wie sehr uns auch immer Homer, der die Züge für die Darstellung seiner Götter wesentlich der menschlichen Sphäre entlehnt, „den Herrscher im Donnergewölk Zeus“ in seiner Machtfülle vorführt: Ein Hinderniß, dem er nicht selten weichen muß, stellt sich seinen Plänen entgegen in der Person seiner Ehehälfte Hera. Da in den Homerischen Gedichten dieses Verhältniß nur in der Parteinahme für und wider die um Traja kämpfenden Helden und in dem daraus folgenden Wirken und Gegenwirken des Götterpaares sich auszusprechen Gelegenheit findet, so wird es nöthig sein, daß wir

uns mit den einschlägigen Scenen der Ilias in ihrem Zusammenhange bekannt machen.

Achill ist schwer beleidigt von Agamemnon. Grollend zieht er sich vom Kampfe zurück und sendet am Gestade des Meeres Klagen über das Unrecht, das ihm widerfuhr, zu seiner Mutter Thetis in die kühle Fluth hinab. Da entsteigt die „silberfüßige Göttin“ der Tiefe; Rache will er haben, Zeus soll den Trojanern so lange beistehn, bis seine Landsleute vom Feinde bedrängt die Wucht seines Armes schmerzlich vermiffen und der Utride erkenne, wie thöricht es gewesen, den edelsten der Hellenen zu beschimpfen. Die liebende Mutter verspricht dem Sohn, für seinen Wunsch thätig zu sein. Im frühen Morgen- nebel erreicht sie den Olymp und findet Vater Zeus abgesondert von den andern Göttern auf der höchsten Kuppe des Berges sitzen. Da weiß sie ihm denn artig zu schmeicheln, sie fällt ihm zu Füßen, umfaßt mit der Linken seine Kniee, mit der Rechten streichelt sie sein Kinn, bis sie das Herz des Göttervaters ihrer Bitte geneigt gemacht hat. Freilich, schwer genug wird ihm die Gewährung. Hören wir von ihm selber, warum:

„Heillos traun ist solches, daß Zank mit Hera und Feindschaft
Du mir erregst, wann jene durch schmähende Worte mich aufreizt.
Zanket sie doch schon so im Kreis der unsterblichen Götter
Stets mit mir und saget, ich helf' im Streite den Troern.
Eile denn wieder hinweg, daß Dich Hera hier nicht bemerk.“

Damit winkt er ihr Erhörung. und sie gehen auseinander, sie in die Tiefe des Meeres, er in seinen Palast. Armer Zeus! Deine Furcht ist nicht ungegründet gewesen. Die „hoheitblickende“ Göttin hat wol den Vorgang auf dem einsamen Berggipfel bemerkt, und eine kleine häusliche Scene wartet Deiner. Wie ehrfurchtsvoll sich auch die versammelten Götter von ihren Sitzen erheben, als ihr Gebieter naht, um sich auf seinen Thronessel niederzulassen, Hera greift ihn sofort an:

„Welcher Gott hat wieder mit Dir, o Du Schlauer, gerathschlagt?
Immer war es dir Freude, von mir hinweg dich entfernend,
Heimlich ersonnenen Rath zu genehmigen! Hast Du doch niemals
Mir auch ein Wort willfährig verkündiget, was Du gedenkest!“

Die Erwiderung Jupiters fällt bescheiden genug aus: „Sie solle nicht danach trachten, in alle seine Entschlüsse einzudringen. Das würde sie nur beschweren, sei sie gleich seine Gattin. Was er davon verlautbaren lassen wollte, das werde gewiß sie zuerst von Göttern und Menschen erfahren.“ Allein Hera ist nicht gewohnt, sich Zeus gegenüber so leichten Kaufs zufrieden zu geben: „Noch nie sei sie ihm durch Fragen in den Weg getreten, vielmehr fasse er seine Beschlüsse ganz nach Belieben.“ Nach dieser Einleitung fährt sie jedoch höchst naiv fort: „Jetzt indessen fürchte sie doch, er habe sich von Thetis be-

schwachen lassen u. s. w.“ Dießmal ist Hera etwas zu weit gegangen; das ertrüge auch mancher moderne Pantoffelheld, der nicht ein Zeus an Macht und Würde wäre, kaum, vor einer großen Gesellschaft, wo er Respektsperson sein soll, sich in der Weise vor seinem Weibe bloßstellen zu lassen. Und so wird denn der Gemahl äußerst unangenehm und thut, was heutzutage in ähnlichen Fällen wol auch geschieht, er rodomontirt: „Unselige, immer bist Du voll Argwohn, und nicht entgehe ich Dir. Aber Dein Stück durchsehen sollst Du nicht. . . .“ In diesem Tone fährt er fort und schließt mit der Androhung von Thätlichkeiten: „Alle im Olymp anwesenden Göttern würden ihr nichts nützen, wenn er seine unnahbaren Hände an sie lege.“ „So sprach Zeus,“ erzählt uns Homer, „und Hera gerieth in Furcht und saß schweigend.“

Indessen mögen auch die Götter durch diesen Vorfall in tiefe Verstimmung versetzt werden, bei Hera ist nur von einem vorübergehenden Schreck die Rede. Sie würde sonst schwerlich in Verfolgung ihrer Absicht, die sie vorhin Jupiter entgegenzutreten bewog, sich auf die folgende Scene einlassen. — Zeus hat in Gewährung der von Thetis gestellten Bitte allen Göttern die Theilnahme am Kampfe zu Gunsten der einen oder der andern der streitenden Parteien untersagt. Dann war vorauszusehen, daß die Troer, die jetzt, wo Achilles grollend dem Kampfe entsagt hatte, in Hector den gewaltigsten Helden besaßen, gegen die Griechen Sieger bleiben würden. Das gerade war es, was Hera unerträglich schien. Denn noch immer konnte sie es den Troern nicht verzeihen, daß Einer von ihnen, Paris, den Preis der Schönheit nicht ihr, sondern der Aphrodite ertheilt hatte. — Sie soll, weil Zeus es so will, ruhig geschehn lassen, daß ihre Lieblinge den verhassten Troern erliegen?! — Nein, das mag sie nicht ertragen und um so weniger, als sie sieht, daß wirklich eintritt, was sie fürchtet, daß die Griechen überall weichen. Aber Zeus sitzt auf dem Gargarus, der höchsten Spitze des Berges Ida, und hält Umschau! Da muß denn List zum Ziele führen: Einschlafern will sie den Gemahl, in ihren Armen soll er der Liebe pflegend entschlummern, damit sie freie Hand zum Handeln bekomme. Zu diesem Zwecke geht sie in ihr Gemach, verschließt es sorgfältig, damit kein Lauscher sie überrasche, und wirft sich in ihren schönsten Staat. Dann ruft sie die Göttin der Schönheit herbei und bittet sie, ihr den Gürtel der Liebe für eine kurze Weile zu überlassen, jenen Zauber-gürtel, durch den sie, unwiderstehlich an Schönheit und Reiz, die Herzen der Menschen wie der Götter bestegt. Freilich, den wahren Grund der Bitte verschweigt die Listige; ist ja doch Aphrodite den Troern hold, wie würde sie ihre Zaubermacht hingeben, sich selbst Kummer zu bereiten? — So redet ihr Hera ein, sie wolle eine Reize zu ihren ehemaligen Pflegeältern Oceanus und Tethys, die seit einiger Zeit mit einander in Zwist leben, unternehmen; von

dem Gürtel verspreche sie sich einen günstigen Erfolg für den Ausöhnungsversuch, den sie dort veranstalten wolle. Arglos gibt ihr die Göttin die gefährliche Waffe. Und nun sucht Hera den Schlafgott auf, recht einschmeichelnd faßt sie ihn bei der Hand und macht ihm die glänzendsten Versprechungen, wenn er seinen Zauber auf Zeus' Augen herabsenken werde, während sie bei demselben weile. Der Schlafgott macht Schwierigkeiten, aus Furcht vor dem Zorne des Göttervaters. Denn schon früher einmal hat er auf ihren Wunsch dem Gotte dergleichen Poffen gespielt und ist nur mit genauer Noth der härtesten Strafe entgangen. Allein Hera's Zuversicht macht ihn allmählig locker, und er gibt nach, als die Schlaue auch ihn bei seiner schwachen Seite faßt und ihm die jüngste der Grazien Pasithea, zu der er schon lange in Liebe entbrannte, zur Gemahlin zu geben verspricht. So eilen denn beide zum Ida, und die Intrigue beginnt. Der Schlaf nimmt, um nicht von Zeus bemerkt zu werden, die Gestalt eines Habichts an und schwingt sich auf den Gipfel der höchsten Tanne des Berges, und Hera tritt unbefangen zu dem Gemahl heran, der sie nach dem Grunde ihres Kommens fragt. Und warum kommt sie wohl? — Nun, als gehorsame Gattin will sie ihn um Erlaubniß ihrer Ausfahrt bitten. Denn nachdem sie auch ihm das Märchen von ihrer beabsichtigten Reise aufgebunden hat, fügt sie hinzu:

„Deinethalb nun lenk' ich den Weg hierher vom Olympus,
Daß nicht etwa Dein Herz mir eiferte, wandelt' ich heimlich
Zu des Oceanos Hause, des tiefsineströmenden Herrschers.“

Das Herz des Gottes ist gefangen. Mit den süßesten Schmeichelworten der Flitterwochen dringt er in sie, bei ihm zu verweilen. Allein, je zärtlicher er wird, desto mehr kokettirt das Weibchen. Wie wenn die Götter sie belauschten? Da umarmt sie der Gott, er wirft einen verhüllenden Nebel um sie beide herum, frischgrünende Blumen und Gräser entsprossen dem Boden zu weichem Teppich, und Zeus sinkt in ihren Armen in Schlummer. Er hat erreicht, was er wollte. Und Hera? Auch sie! — Eilends entsendet sie den Schlafgott zu Poseidon, dem Troerfeinde, mit der Weisung: Zeus schlafe, er möge ungestört den bedrängten Griechen zum Ruhme verhelfen, und Poseidon folgt der ihm genehmen Weisung: Hector, von Ajax durch einen Steinwurf getroffen, sinkt ohnmächtig nieder, und die Griechen treiben die Trojaner vor sich her. — Da erwacht Jupiter; er sieht, was geschehen. Daß nur seine liebe Gehälft die Schuld daran trage, erkennt er sogleich; so fährt er denn mit heftigen Worten auf sie los, gerade wie damals im Olymp droht er ihr mit Schlägen und erinnert sie daran, wie er sie einst, als sie seinen Willen kreuzte, mit gebundenen Händen, an jedem Fuße einen Amboß, in den Wolken habe schweben lassen. Sie schwört beim Styx, sie sei ganz unschuldig, Poseidon handle aus eigenem Antriebe. Und Zeus ist auch unter vier Augen gar nicht

so böse, wie in zahlreich besuchter Götterversammlung, er lächelt und spricht: „Wenn Du doch, Hera, in Zukunft gleiche Zwecke mit mir im Rathe der Unsterblichen verfolgen möchtest! Dann wahrlich würde Poseidon, so sehr er auch andere Absichten hat, sich nach unser Beider Sinn richten müssen. — Aber wenn Du wirklich die Wahrheit sprichst, so hole mir die Iris und den Apollo, damit jene den Poseidon aus dem Kampfe abrufe, dieser den Hektor mit neuer Begeisterung erfülle.“ — So viel von diesem Vorgange, der im ersten, vierzehnten und fünfzehnten Buche der Ilias geschildert ist. In den dazwischenliegenden findet sich noch manche Scene, die uns über das Verhältniß des Götterpaares aufzuklären vermag.

Wenn nun neben solchen Scenen auch hin und wieder andere vorkommen, wo Zeus, seine Autorität während, dem Einflusse der Hera entgegenhandelt, so geschieht das doch fast nur, wenn ihn dieselbe im Angesicht der anderen Götter auf eine gar kecke Weise herausfordert, wie wir einen solchen Fall schon einmal kennen lernten. So läßt er, als trotz seines Verbotes sich Athene und Hera am Kampfe auf Seiten der bedrängten Griechen betheiligen, Beide durch die Götterbotin Iris eiligst abrufen. Er fügt eine gräßliche Drohung hinzu:

„Rähmen werd' ich jenen die hurtigen Ross' an den Wagen,
Stürzen sie selbst vom Sessel herab und den Wagen zerschmettern;
Nicht auch einmal in zehn umrollender Jahre Vollendung
Würden die Wunden geheilt, womit mein Strahl sie gezeichnet.“

Aber gleichzeitig macht er einen Zusatz, welcher zeigt, daß sein Zorn mehr der gegen Erwarten widerspenstigen Athene gelte als Hera, von der er nun einmal Widerstand gewohnt ist: „Damit Athene erkenne, was es heiße, mit ihrem Vater den Kampf aufzunehmen.“

„Weniger reizt mir Hera den Unmuth oder den Zorn auf;
Stets ja war sie gewohnt, daß sie einbrach, was ich beschloffen.“

Und wenn nun darauf die Göttinnen, in den Olymp zurückkehrend, von Zeus gescholten werden, und er ihnen seine Festigkeit in diesem Stücke anzeigt, so ist auch hier der Gegensatz, wie Beide die unliebsame Botschaft aufnehmen, charakteristisch:

„Zwar Athenäa nunmehr schwieg still und redete gar nichts,
Eifernd dem Vater Zeus, und ihr tobte das Herz in Erbitterung.
Hera nur konnte den Zorn nicht händigen, sondern begann so:
Welch ein Wort, Kronion, Du Schrecklicher hast Du geredet! u. s. w.“

Ja, bei einer anderen Gelegenheit spricht Zeus sich selbst in sehr treffender Weise über sein Verhältniß zu seiner Gattin aus, indem er zornig seinen Sohn den Kriegsgott Ares ansfährt:

„Siehe, verhaßt mir bist du vor allen Olympischen Göttern!
 Immer hast du den Zanf nur geliebt und Kampf und Befehdung!
 Gleich der Mutter an Troz und unerträglichem Starrsinn,
 Heren, welche mir kaum durch Worte gebändiget nachgiebt.“

In der historischen Zeit treten uns Frauengestalten wie Laïs, Leontium, Phryne entgegen, berühmte Schönheiten, die, ohne rechtmäßige Gattinnen zu sein, in freiem Verkehr mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit stehend, dieselben durch ihr geistreiches Wesen und den Zauber ihrer Erscheinung in Fesseln schlugen, und nicht selten in politischen Dingen ihren Einfluß offenbarten. Ein näheres Eingehen auf sie liegt außerhalb des Kreises unserer Darstellung. Nur der Milesierin Aspasia sei hier gedacht, die in der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts wegen ihrer Anmuth und hohen geistigen Begabung von den hervorragendsten Männern Athens gefeiert wurde, bis der bedeutendste, Perikles, sie nach Scheidung von seiner Gattin heirathete und mit Beweisen zärtlichster Liebe, von der uns einzelne Züge aufbewahrt sind, überhäufte.

Wenn hierauf die Attischen Komödiendichter Veranlassung nahmen, sie in ihren Lustspielen als seine „Hera“ und „neue Omphale“ vorzuführen, so werden wir das zwar nicht buchstäblich zu nehmen haben, es war aber sehr natürlich, daß der satirische Dichter die günstige Gelegenheit, das Publikum auf Kosten des gewaltigsten Mannes seiner Zeit zu amüsiren, sich nicht entgehen ließ, und den dankbaren Stoff in seiner Weise bearbeitete, indem er dem Bilde aus seinem Farbentopfe noch einige Tinten beimischte, die es pikanter machten und ihn des Gelächters der spottlustigen Menge versicherten — — Wir werden es demnach auch für übertrieben halten, wenn der Grund zu mehreren Kriegen, die Perikles unternahm, in den Bitten und Schmeichellauten der Aspasia gesucht wurde. Auf solche Zeugnisse hin einen Mann wie Perikles, dessen Charakter übrigens in seiner ganzen Großartigkeit vor uns ausgerollt liegt, als den Nachhall seiner Gattin zu betrachten, müssen wir uns hüten.

Und mit derselben zweifelnden Kritik werden wir an die Aeußerung des Themistokles herantreten, welcher von seinem muthwilligen Söhnchen sagte, derselbe sei die mächtigste Persönlichkeit in Griechenland; „denn den übrigen Griechen ertheilten die Athener Befehle, den Athenern er selbst, ihm seine Gattin und dieser wiederum ihr Sohn“. Wir werden diesen Ausspruch als Scherz betrachten, eben weil er aus Themistokles eigenem Munde kommt. Aber auch nachdem wir beide Aeußerungen, jene der Komödiendichter über Perikles und diese des Themistokles über sich selbst, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt haben, bleibt doch so viel Wahrheit für uns übrig, daß wir geneigt sein werden, bei beiden Ehepaaren Gemeinschaft der Interessen anzunehmen und jene Fiktion, die den Schwerpunkt ihres Zusammenwirkens in die Hand der Frau

verlegte, nicht als ganz aus der Luft gegriffen zu betrachten, sondern als entlehnt der gewiß nicht geringen Anzahl von Familien, wo wirklich die Gattin das Regiment führte.

Wir verlassen hiemit die Griechen, um uns bei dem anderen Culturvolke des klassischen Alterthums umzusehn.

Wenngleich bei den Römern das häusliche Leben eine höhere Stelle einnimmt wie bei den Griechen, wenn ihnen das eigene Haus ein Gegenstand aufmerksamster Sorgfalt war, und sie mit dem Namen der Hausfrau auch in den ältesten Zeiten einen würdigeren Begriff verbanden, so sprach doch die ältere Römische Auffassung den Frauen die Fähigkeit ab, über sich, geschweige über Andere freie Verfügung zu haben, machte sie dem männlichen Geschlecht unterthänig, und das Gesetz gab dem Manne Eigenthumsgewalt über die Ehefrau. — Diese Schroffheit der Auffassung theilten auch die Römischen Philosophen, und noch aus der spätesten Zeit vernehmen wir Stimmen derselben, die in geringschätzigster Weise über das weibliche Geschlecht aburtheilen. Der Philosoph Seneka sagt: „Manche treiben die Tollheit bis zu dem Grade, daß sie meinen, sie könnten eine Beleidigung erfahren von ihrem Weibe. Was kommt es darauf an, was für eine sie haben, ob sie viele Sänftenträger hält oder wenige, ob sie schwere Ohrgehänge trägt und im Besitze eines recht bequemen Tragesessels ist oder nicht! So oder so — immer ist sie ein albernes und, wenn ihr nicht viele Bildung und Erziehung zu Theil wird, unbändiges und in ihren Leidenschaften unmäßiges Geschöpf.“ Aber derselbe Seneka lebte in äußerst glücklicher Ehe und macht in einem Briefe seinem Freunde Lucilius die Mittheilung, „seine Paulina“ — dieß war der Name seiner Gemahlin — „set in ihn gedrungen, mit Rücksicht auf seine wankende Gesundheit sich zu schonen.“ „Da ich weiß,“ schreibt er, „daß ihr Leben in dem meinigen aufgeht, so fange ich an, auf mich Rücksicht zu nehmen, damit ich auf sie Rücksicht nehme.“ „Was gibt es wol Süßeres als seiner Gattin so theuer sein, daß man dadurch sich selbst theuer wird!“ Der Mensch dachte anders, als der Philosoph lehrte.

In des älteren Rato Zeit fällt der erste Schritt zur Emancipation der Frauen, indem sie sich auf allerlei Umwegen die ihnen bis dahin versagte Selbständigkeit in der Verwaltung ihres Vermögens errangen. Darum kamen aber keineswegs die harten gesetzlichen Bestimmungen über ihr Unterthänigkeitsverhältniß in Wegfall, vielmehr mußten noch viele Menschenalter vergehen, bis die starre Auffassung ihrer Stellung milderen Ansichten wich. Und wie in Zeiten, wo Neues auftritt, ebenso eine heftige Opposition sich zu regen pflegt, so griff man auch damals zu den eklatantesten Maßregeln, um die Frauen zu beschränken, vor Allen machte Rato, der Mann der guten alten Zeit, gegen sie Front. Er hatte überhaupt noch die schroffsten Ansichten über das weibliche

Geschlecht. Auch ihm war die Frau nur ein nothwendiges Uebel, nur der Kinder wegen da, und er meinte, daß es ohne Weiber in der Welt weit besser aussehn würde. — Aber der gewiegte Staatsmann mußte es erleben, daß die Frauen auch einmal eine Rolle zu spielen vermöchten, und der ganze Römische Staat bequeme sich unter den Pantoffel, als sie Energie entgegensetzten. —

Im zweiten Punischen Kriege nach der furchtbaren Schlacht bei Cannae, als der Römische Staatsschatz vollständig erschöpft war und es nöthig erschien, alles Geld für öffentliche Zwecke zu verwenden, wurde das sogenannte Oppische Gesetz gegeben, welches dem Luxus der Frauen steuern sollte: Das Tragen von Schmuck, der Gebrauch der kostbaren Purpurgewänder, die Benutzung von Equipagen wurden ihnen verboten (215). — Darüber waren zwanzig Jahre vergangen, die Zeiten hatten sich total geändert, aber auch nach dem Friedensschlusse hatte man das Gesetz beibehalten. Die Frauen sahen nun ihre Männer in Purpurgewändern, ihre Söhne in der mit Purpur verbrämten Toga einhergehn, sie machten die Wahrnehmung, daß das Sattelzeug der Pferde ein höheres Kapital repräsentirte als ihre Kleidung, und dieser Vergleich mußte sie begreiflicher Weise erbittern. Sie drangen auf die Abschaffung des sie beschränkenden Gesetzes, und es fanden sich ein paar Volkstribunen die es übernahmen, einen dahin zielenden Antrag zu stellen. Eine förmliche Frauenverschwörung bildete sich. Die Römischen Matronen scharten sich auf den Straßen, die zum Forum führten, im Hauf zusammen, und nicht die Residenzerinnen allein, auch aus den benachbarten Provinzialstädten waren andere herübergekommen und bestürmten die Männer, die sich über den Marktplatz zur Verhandlung auf das Kapital begaben, ihnen wieder ihren alten Schmuck zu verschaffen. Mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit sprach Kato, damals gerade Consul, in öffentlicher Volksversammlung dagegen: „Nicht ohne Erröthen habe er vorhin seinen Weg zum Marktplatz mitten durch den Schwarm der Weiber genommen. Die Vorfahren hätten nicht einmal geduldet, daß die Frauen selbständig eine Privatangelegenheit führen dürften, jetzt mischten sie sich schon in das Staatsleben ein. Man möge das Gesetz unter keinen Umständen abschaffen.“ — Es war vergebens; so unbedingt der populäre Mann sonst über die Majorität der Stimmen des Volks verfügte, dieses Mal sollte sich der Sieg nicht auf seine Seite neigen. — Es waren auch zu unheimliche Gerüchte im Umlauf. In einzelnen exaltirten Frauenköpfen scheint der Gedanke eines allgemeinen Frauenstrikes aufgetaucht zu sein: wie einst die Plebejer ihr Recht sich erzwungen hätten, indem sie auf den heiligen Berg auswanderten, so sollten sie es auch machen, und die Männer sich selbst überlassen. Und wenn auch die Entschlosseneren unter den Männern diese Drohung mit ironischem Spotte aufnahmen, ängstlichere Gemüther mochten dadurch eingeschüchtert werden. In solcher Stimmung ging diese vorbereitende Versamm-

lung auseinander. Am folgenden Tage, wo die Abstimmung stattfinden sollte, belagerten die Frauen die Häuser derjenigen, welche als Hauptsprecher gegen ihre Wünsche aufgetreten waren, und setzten schließlich ihr Stück durch: Die Aufhebung des Gesetzes ward beschlossen. Und die Frauen, welche in Erwartung dieses Ausgangs bereits ihre Vorkehrungen getroffen hatten, legten sofort den mitgebrachten Puz an und zogen in feierlichem Triumphe durch die Stadt. Von den Gardinenpredigten, die in den einzelnen Häusern privatim gehalten wurden, ist uns keine aufbewahrt worden. Gefehlt hat es an denselben sicherlich nicht, denn auch die Alten kannten solche wol. Führt doch der Hagestolz in dem Plautinischen Lustspiele „der Bramarbas“ dieses Hauskreuz als einen der Hauptgründe an, warum er nicht gefreit habe. „Er danke dafür, sich eine Frau ins Haus zu nehmen, die ihn schon, ehe noch die Hähne krähn, aus dem Schlafe erwecke, um ihm mitzutheilen, was sie noch Alles unumgänglich nothwendig brauche.“

Das mittlere Drittel des ersten Jahrhunderts vor Christi Geburt hat man das Zeitalter Ciceros genannt nach dem Staatsmanne, der eine der Hauptrollen in demselben spielte. Auch über seinem Haupt schwebte der Pantoffel seiner ersten Gemahlin Terentia. Sein Biograph Plutarch, dem noch Cicero's eigene Tagebücher vorlagen, berichtet uns, Cicero hätte sich selbst dahin ausgelassen, daß Terentia an seinen politischen Entwürfen einen größeren Antheil genommen, als sie ihm an den häuslichen Angelegenheiten eingeräumt habe, und manche Berichte aus jener Zeit, die uns zu Gebote stehn, bestätigen diese Aeußerung. Ehrgeizig, schroffen Wesens, schnell entschlossen und von fast männlichem Charakter mußte sie nothwendig großen Einfluß auf ihren Gatten gewinnen, der zwischen behutsamem Zögern und unbesonnener Eilfertigkeit auf- und abschwankte. So wird denn wiederholentlich ihr Name in der politischen Geschichte jener Tage genannt, und gerade in den wichtigsten Angelegenheiten, welche die Marksteine für die Laufbahn des großen Redners bilden, folgte er den Einflüsterungen seiner Gattin, nicht immer zu seinem eigenen Heile.

Den Glanzpunkt in Ciceros Leben bildet das Jahr seines Consulats, wo seine erfolgreiche Thätigkeit gegen die den Umsturz des Staats bezweckende Katilinarische Verschwörung ihm den ehrenden Namen eines „Vaters des Vaterlands“ eintrug. Auch hier begegnen wir seiner Gattin. Am dritten December 63 v. Chr. war es Cicero gelungen, Dokumente in die Hand zu bekommen, welche die Katilinarier offen als Vaterlandsverräther hinstellten. Man führte die Verschworenen in den Tempel der Eintracht, wo sie vor versammeltem Senate schnell in einem scharfen Verhöre ihrer Schuld überführt wurden, und brachte sie dann in Gewahrsam. Die bedeutungsvolle Senatssitzung währte bis zum Abend, und als Cicero nun aus dem Tempel der

Eintracht heraustrat, empfing ihn das Volk mit Jubel und erhob ihn zum Himmel. Aber nun begann auch für den stets Unschlüssigen die Sorge. Es fragte sich nämlich, was jetzt mit den Schuldigen anzufangen sei. Sollte er sie der Todesstrafe überantworten? — Das schien äußerst bedenklich, denn die Verschworenen gehörten den ersten Geschlechtern an und besaßen mächtige Freunde in Rom. Und andererseits, erkenne er auf eine mildere Strafe, so werde ihn der Tadel der Unmännlichkeit und Schwäche treffen. — Cicero konnte zu keinem Entschlusse kommen, es war eine fatale Lage, um so fataler, als ihm seine Ehehälfte, bei der er sich sonst Rath's zu erholen pflegte, nicht zur Seite stand. Denn gerade in jener Nacht vom dritten zum vierten December wurde von den Römischen Damen das alljährlich wiederkehrende Fest der „guten Göttin“ im Hause des Consuls gefeiert, bei welchem kein Mann zugegen sein durfte, und so hielt sich denn Cicero als Stroh Wittwer in der Wohnung eines Nachbarn auf und ging dort mit sich und einigen Anwesenden zu Rathe.

Allein wenn auch die Gemahlin des Consuls dem Brauche gemäß dieses Fest zu leiten hatte, so vergaß sie trotz dieser Beschäftigung doch nicht die Lage ihres Gatten. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, in welcher Verlegenheit er sich befinden müsse, und so hatte sie bereits ein Mittel gesucht und gefunden, ihm über die Klippe hinwegzuhelfen. Die heilige Opferhandlung war vorüber, das Feuer auf dem Altar war erloschen. Da geschah ein Zeichen: aus der anscheinend todten Asche lodert plötzlich eine gewaltige helle Flamme auf. Entsetzt über die unerwartet grausige Erscheinung stoben die den Altar umstehenden Schönen auseinander; nur die Vestalinnen, denen die Deutung des vom Himmel gesandten Zeichens oblag, behielten ihre Fassung. Sie erklärten es dahin, Terentia solle sofort zu ihrem Gatten eilen und ihm verkünden, er möge energisch zum Wohle der Republik dasjenige ausführen, was ihm erforderlich scheine. Durch das Aufflackern der Flamme verheißt die Göttin ihm großen Ruhm dafür. Daß freilich Terentia selbst das Wunderzeichen und dessen Deutung mit ihrer Schlusswendung, welche Cicero bei seiner schwachen Seite, der Ruhmsucht, faßte, nicht ganz unerwartet kam, brauchen wir um so weniger zu bezweifeln, als ihre Stiefschwester Fabia zu den Priesterinnen der Vesta gehörte. So mag sie denn gerne der göttlichen Weisung gefolgt sein. Sie begab sich zu ihrem Gatten, und unterwegs wird sie wohl ihrem Auftrage eine noch positivere Fassung gegeben haben, denn — so erzählt Plutarch — „sie meldete ihm das Geschehene und entflammte seinen Eifer gegen die Verschworenen.“ Und Cicero wußte nun, was er zu thun hatte, und erwirkte das Todesurtheil über die Verbrecher.

Wochte indessen in solchen Fällen Cicero der festen Leitung seiner entschlossenen Gattin bedürfen, die Zeiten der ärgsten Aufregung gingen vor-

über, das Jahr seines Consulats lief ab, er konnte auf seinen Vorbeern ausruhen, und ihre Herrschaft scheint ihm jetzt ebenso drückend geworden zu sein, wie sie ihm vorher unentbehrlich gewesen. Er fand nun wieder Muße sich um seine häuslichen Angelegenheiten zu kümmern, soweit es ihm nämlich Terentia verstattete, er hatte Zeit sich in Wortspielen und bissigen Scherzen zu ergehen, an denen er reich genug war, so daß er sie im Nothfalle allein um des Beifalls willen producirte, und es ist wohl denkbar, daß er bei seiner ernstern Gemahlin einen wenig günstigen Boden dafür vorfand. Um so glücklicher fügte es sich, daß besondere Verhältnisse ihn nöthigten die weniger spröde Klodia aufzusuchen. Sie war die Schwester des jungen Publius Klodius, der ihm während der Unruhen des vorigen Jahres die trefflichsten Dienste geleistet hatte und die Gattin des Quintus Metellus, gleichfalls seines Parteigenossen und Freundes.

Jetzt im Jahre unsrer Erzählung, (62 v. Chr.) befand sich Metellus als Statthalter in Oberitalien und hatte an Cicero einen empfindlichen Brief geschrieben wegen einiger Differenzen, die zwischen seinem Bruder und seinem Freunde eingetreten waren, und an denen nach seiner Auffassung Letzterer die Schuld trug. Sie auszugleichen, nahm Cicero die Vermittelung seiner Gattin in Anspruch, die zu Hause in Gesellschaft ihrer Stiefschwester Mucia, der geschiedenen Frau des Pompejus, zurückgeblieben war. Eine Junonische Gestalt, mit einem Paar feurig lebhafter Augen im schönen Antlitze, geistreich wenn auch von sehr freiem Benehmen und damals in dem, bei schönen Frauen so gefährlichen Alter von etwas über dreißig Jahren stehend, vermochte Klodia einen Freund leicht in einen Anbeter umzuwandeln. Schmachete doch noch einige Zeit später der sinnige Dichter Catull in einer Liebe zu ihr, der wir die schönsten Blüthen Römischer Lyrik verdanken. Auch sie liebte wie Cicero eine sprudelnde Conversation, hatte ein williges Ohr für die unzähligen Stadtneuigkeiten, die er immer in Bereitschaft und launig vorzutragen verstand, selbst neckischer Natur hörte sie die boshaften Bemerkungen, mit denen er sie erläuterte, mit schelmischem Lächeln an und vermochte ihm auch auf das Gebiet des Pikanten zu folgen: spießbürgerliche Prüderie war der letzte Vorwurf, den man ihr machen konnte. Und jetzt ließ sie sich um so lieber von dem galanten Manne die Cour machen, als sie sich für die unendliche Rangeweile, die sie in der Gesellschaft ihres Gatten, eines ebenso ehrenwerthen als beschränkten Optimaten empfunden hatte, entschädigen wollte. In sein Umgang wurde ihr schließlich so zum Bedürfniß, daß sie ihm ganz ihre Hand anbot. Sie war delikate und vorsichtig genug, ihm diesen Vorschlag nicht persönlich zu machen, sondern durch einen Vertrauten, der auch in Ciceros Hause aus- undinging. Denn wenngleich sie sich selbst an der Nothwendigkeit einer Scheidung von ihrem Gatten nicht stieß, so konnte sie doch

zum Voraus nicht wissen, wie Cicero in diesem Punkt dächte, und so ließ sie, um der peinlichen Verlegenheit einer ausweichenden oder gar abschlägigen Antwort zu entgehn, zunächst das Terrain rekognosciren. Ob Cicero sich geneigt zeigte auf ihren Plan einzugehn, wissen wir nicht. So viel ist sicher, daß sich das Unwetter über seinem Haupte zusammenzog, ehe die Sache zum Austrage kam. Terentiens Eifersucht war wach; trotz der großen Vorsicht, mit der man die ganze Sache betrieb, erhielt sie noch rechtzeitig Kunde davon und wußte ihren Herrn Gemahl schnell auf andere Gedanken zu bringen. Ja, er mußte den Umgang mit dem befreundeten Hause ganz abbrechen, so lange Metellus auswärts war und dem Zorne seiner Gattin, der sich in blinden Haß gegen Alles, was den Klodischen Namen trug, verwandelte, auch noch den Klodius preisgeben.

Es ist ein sarkastischer Zug des Schicksals, daß es gerade zwei Frauenfeste sind, die in Ciceros Geschichte eine erhebliche Rolle spielen. Wieder war ein Fest der „guten Göttin“; dieses Mal (im Jahre 62) wurde es im Hause Cäsars, welcher gerade Prätor war, gefeiert. Wie schon bemerkt, durfte bei diesem Feste kein Mann erscheinen, ja diese Bestimmung wurde in dem Umfange festgehalten, daß selbst alle Bildsäulen männlicher Personen aus dem Hause entfernt, alle männlichen Portraits verhängt wurden. Allein die verbotene Frucht reizte den Klodius, den bereits erwähnten Bruder der Klodia, und er versprach sich einen ganz besondern Genuß davon, sie einmal zu kosten. Sein bartloses jugendliches Gesicht kam ihm zu Hülfe, er legte das Costüm einer Zitherspielerin an und schlich sich so verkleidet zur Nachtzeit, wo die Feier stattfand, in Cäsars Haus ein. Indessen unbekannt mit der Lokalität, erregte er Verdacht, er wurde angesprochen, an seiner Stimme erkannt, und Cäsar ließ ihn wegen Entweihung der Religion unter Anklage stellen. Denn ein heispielloser Religionsfrevel war dieses Eindringen bei einem Feste, das unter Anrufung der Gottheit für die Wohlfahrt des Römischen Volkes gefeiert wurde. Vor Gericht suchte sich Klodius dadurch straflos zu machen, daß er sich auf sein alibi stützte. Er behauptete, zur Zeit jener Festfeier sei er sehr weit von der Stadt weggewesen, und man stellte sich wirklich, als ob man seiner Ausrede Glauben beimesse, weil man die ärgerliche Geschichte tödtzumachen wünschte, als unerwartet Ciceros Zeugniß eine Wendung in den Proceß brachte. Dieser erschien vor Gericht und sagte dem Alibi-Beweise des Klodius entgegen aus, in der bewußten Zeit sei Klodius zu ihm gekommen und habe mit ihm über mehrere Angelegenheiten Rücksprache genommen. Allerdings beruhte dieses auf Wahrheit. Daß aber Cicero es aus reiner Wahrheitsliebe vorbrächte, wurde stark bezweifelt. In den aristokratischen Kreisen Roms munkelte man vielmehr, Terentia habe ihm zugesetzt mit seinem Zeugnisse gegen den Bruder der Verhafteten aufzutreten, und er habe

ihrer Eifersucht dieses Opfer gebracht, um Verzeihung für seine Fahnenflucht zu erlangen. Jedenfalls hatte dieß Gerücht, wenn auch Niemand Zeuge bei der vorausgehenden Gardinenpredigt gewesen sein mochte, seinen guten Grund: Cicero war eben in Rom als Pantoffelheld bekannt und gab selbst bald darauf indirekt zu, daß er unter dem Einflusse seiner Gattin gehandelt habe.

Er hatte sich nun in Klodius, der sich trotz seines Zeugnisses glücklich aus der Anklage herauswickelte, einen furchtbaren Feind geschaffen, und als derselbe zum Volkstribun für das Jahr 58 gewählt wurde und in dieser Stellung die Macht in die Hand bekam, seinem Gegner zu schaden, als er bereits Feindseligkeiten einzuleiten begann, hielt Cicero es für gerathen, die Stadt zu verlassen und war im Begriff, Caesar, der mit einem Heere nach Gallien abging, als Legat zu begleiten. Als Klodius sah, daß ihm sein Opfer entschlüpfen wolle, veränderte er, um dieses zu vermeiden, die Maske. Er stellte sich freundlich und versöhnlich gesinnt gegen Cicero: er hege durchaus keinen Groll gegen ihn, da er wisse, daß die Hauptschuld an ihrer Entzweiung Terentia trage. Und Cicero ließ sich ganz ungenirt dieses Motiv unterschieben und als Entschuldigungsgrund anrechnen: Er ging in die Falle und verblieb ohne Furcht zu Rom. Die üble Folge dieser Sorglosigkeit ließ nicht lange auf sich warten. Denn kaum sah Klodius, daß seine Beute ihm sicher war, so zeigte er wieder sein wahres Gesicht und setzte es bald darauf durch, daß sein Feind aus Rom verbannt wurde.

Das erste Frauenfest hatte das Seinige dazu beigetragen, Cicero auf den höchsten Gipfel des Ruhms zu erheben, das zweite wurde der Anlaß zu der demüthigenden Schätzung, die er sich bei der Nachwelt durch seine während der Verbannung geschriebenen kläglichen Briefe zugezogen hat. Uebrigens erwies es sich nunmehr als Glück für ihn, daß seine Scheidung von Terentia nicht zu Stande gekommen war; denn während sie in Rom zurückblieb, um in seinem Interesse thätig zu sein, hatte er doch Jemand, dem er sein Herz in Klagen ausschütten konnte. An sie richtete er die zärtlichsten und thränenreichsten Briefe. „Ohne Dich leben, wie kann ich's!“ schreibt er in einem derselben. Terentia ermuthigte ihn in ihren Antworten und forderte ihn auf, sich zu fassen, so daß er selbst die Stärke ihres Geistes bewunderte, ohne freilich zu einer würdigen Haltung sich aufschwingen zu können. Und während er sich in Thränen ergoß, erkannte er „daß auf ihr seine ganze Wohlfahrt beruhe“ und „daß sie an Standhaftigkeit keinem Manne nachstehe“. Es liegt bereits außerhalb der Gränzen unserer Betrachtung, daß Cicero sich später doch von Terentia scheiden ließ. Wie allgemein bekannt ihr Einfluß auf ihren Gatten war, dafür sei nur noch das Eine angeführt, daß man sich gelegentlich an sie wandte, wenn man etwas bei ihm durchsetzen wollte. Ein Brief Cicero's gibt uns eine Probe davon. Einer seiner Bekannten, Publius Sestius,

welcher im Jahre 62 das Amt eines Quästors in Macedonien bekleidete, wünschte, Cicero möge sich zu Rom dafür verwenden, daß ihm vorläufig kein Nachfolger in seinem Posten geschickt werde, und trug seiner in der Residenz weilenden Gattin Kornelia auf, in diesem Sinne thätig zu sein. Kornelia stattete Terentien einen Besuch ab, und die Sache war ins Reine gebracht. —

Die Seeschlacht bei Aktium machte der römischen Republik ein Ende und begründete die Monarchie. Die römische Gesellschaft fiel der tiefsten Versunkenheit anheim, und nach August's glanzvoller Regierung ging das Signal dazu vom Hofe aus. Der Despotismus auf dem Throne umgab sich mit einer Camarilla und einem Heere von Angebern und Spionen, das Haschen nach Titel und Rang machte sich in den höheren Ständen geltend, Weiberintriguen begegnet uns überall und mehr als Einer der Machthaber hat unter der Herrschaft seines Weibes gestanden und die Scheußlichkeiten, die er selbst zu erdenken außer Stande war, nach ihrem Commando ausgeführt. Von diesen Verhältnissen ein Bild zu entwerfen liegt außer unserer Absicht, denn es fehlt ihnen das veröhnende Moment.

Wenn Hera die Pläne ihres Gatten kreuzend, bei jeder Gelegenheit den Troern schadet, und ihm für diesen Zweck Zugeständnisse abtrozt, so ist das Unrecht auf ihrer Seite nicht größer als auf der des Gottes, welcher eine Zeit lang auch nur willkürlich, um sich der Thetis gefällig zu erweisen, jenen Vorschub leistet. Wenn die Römischen Matronen den Schmuck, der ihnen damals, als die Republik in ihren Grundvesten erbebte, genommen wurde, sich bei veränderter Zeitlage, während ihre Männer in kostbarer Tracht einhergehen, wiedererobern, so wird sich ein billiger Beurtheiler füglich auf ihre Seite stellen. Wenn Cicero sich von Terentia leiten läßt und ihrer Eifersucht zu Liebe einen Freund in einen mächtigen Feind verwandelt, wo staatsmännische Klugheit einen andern Weg vorgezeichnet hätte, so büßt er nur für seine Schwäche, und wenigstens können wir der Energie ihres Charakters unsre Anerkennung nicht versagen, und unbesleckt steht ihr Ruf in der Geschichte da, als der einer Frau von sittenreinem Lebenswandel. Ja, so wenig auch wir Modernen an einem Pantoffelhelden Gefallen haben mögen; wenn wir jene Gesetzesbestimmungen in Erwägung ziehen, welche das weibliche Geschlecht zu einer uns unwürdig scheinenden Stellung verurtheilten und bei den Römern z. B. dem Manne gestatteten, die Frau an Leib und Leben zu strafen: so werden wir eine gewisse Genußthuung bei den geschilderten Scenen empfinden, insofern sie uns die Annahme nahe legen, daß die Brutalität durchschnittlich auf dem Papiere stehn geblieben sei, daß, wenn sich Fälle finden, wo der Einfluß der Gattin die angemessenen Grenzen überschritt, jene, wo er in gebührendem Maße zur Geltung kam, weit größer, vielleicht die Regel gewesen seien. Diesen Gegen-

satz, der sich im Alterthume zwischen der wirklichen Stellung des Weibes und den darüber herrschenden theoretischen Anschauungen des Gesetzes und der Philosophen geltend macht, durch einige Skizzen zu beleuchten, war der Zweck dieser Darstellung.

Die Erforschung der Meerestiefen.

In den beiden letztverfloffenen Jahren ist das deutsche Kanonenboot „Pommerania“ zweimal in die Ost- und Nordsee ausgelaufen, um die physikalischen Verhältnisse dieser Meere, ihre Strömungen, Wasserstand, Salzgehalt, Temperatur, Flora und Fauna nach den verschiedensten Richtungen hin zu erforschen. Sehen wir ab von einigen gelegentlich von deutschen Kriegsschiffen in fernen Gewässern gemachten Untersuchungen und dem, was einzelne deutsche Naturforscher für die Erforschung der Thierwelt des Meeres gethan, so ist mit den Arbeiten der „Pommerania“ erschöpft, was von deutscher Seite für einen der wichtigsten und großartigsten Zweige der Naturwissenschaft geleistet wurde. Die Erforschung der Meerestiefen, die einen so ungeahnten, mächtigen Aufschwung seit wenigen Jahren nimmt, erfordert bedeutende Mittel, sie kann nur gefördert werden, wenn ihr ganz besonders ausgerüstete Schiffe zur Verfügung gestellt sind und solche Schiffe können einzelne Korporationen, geschweige denn Privatleute nicht ausrüsten, es müßten denn Kapitalisten sein, wie etwa der für die Wissenschaft begeisterte Amerikaner Grinnell, welcher die Kosten der Kane'schen Nordpolarexpedition trug. Hier können nur Regierungen aushelfen, hier muß die Kraft einer Nation eintreten.

Bei uns ist nun leider wenig Aussicht vorhanden, daß man in dieser Richtung vorgehe. Einiges ist in Berlin allerdings nach der nautischen Seite hin besser geworden. Wir haben jetzt endlich ein hydrographisches Bureau in der Admiralität mit einem tüchtigen Manne, wie Neumayer an der Spitze; aber man ist noch sehr ferne davon, Expeditionen auszurüsten, wie die Engländer und Amerikaner es thaten und fortwährend thun. Diese beiden Nationen heimsen jetzt ganz ungeheure neue wissenschaftliche Schätze ein, indem sie einfach in die Meerestiefe greifen, und ihre Naturforscher erwerben sich dadurch den höchsten Ruhm. Auf mehrere Jahre ausgerüstet ist die englische Fregatte „Challenger“ ausgelaufen mit einem glänzenden Stabe von Gelehrten an Bord, nur zum Zwecke die Meerestiefen zu erforschen. Die Resultate dieser Fahrt werden uns wie Wunder erscheinen, das läßt sich unschwer voraussagen, wenn wir das betrachten, was mit schwachen und unzureichenden Mitteln auf dem betreffenden Felde bisher geleistet wurde.